

Bilder aus Wiener Menschenställen.

In Wien weist gegenwärtig eine Schweizer Kommission, die die Verteilung der von der Schweiz gespendeten Viebesgaben zu überwachen hat. Auf den Wunsch dieser Schweizer Lebensmittell Kommission, näheren Einblick in die Wiener Glendverhältnisse zu bekommen, fand eine Besichtigung mehrerer solcher Ställe statt. Ich habe als Kinderfreund schon vieles gesehen, doch jetzt erkenne ich wahres Glend und bittere Not.

Aus der Fülle der mir vorliegenden Adressen griff ich wahllos eine heraus: Wien, XX. Ringstraße Nr. 69. Eine moderne Hinsburg, außen sauber, jedoch schon in den Gängen haßt das Glend, grinst die Not und starrt uns Schmutz entgegen. Vor dem Tore stehen ein paar Kinder, in Lumpen gehüllt, statt der Schuhe Fegen um die Füße gewickelt, einer barfuß in Sandalen, die er mit Schnüren am Fuße befestigt hat.

„Wohnt ihr in diesem Hause?“

„Ja, im Keller!“

„Und wo wohnst du?“

„Im dritten Stock.“

„Ist die Mutter zu Hause?“

„Na, die ist Kotschlaub'n.“

„Und warum gehst du nicht in die Schule?“

„Ich hab' keine Schuach und la Wand!“ Wir treten in das Haus und fragen bei der Hausbesorgerin um unsere Wohnung. Mit einem Schwall von Klagen über ihr Glend führt sie uns in die im Hintertrakt gelegene Wohnung. Du mpfinge Luft empfängt uns, als wir in die aus Zimmer und Küche bestehende Wohnung eintreten. Im Zwielicht, das hier herrscht, sehen wir am Herd drei Gestalten zusammengesauert sitzen. Im Zimmer stehen drei wacklige Betten, die außer den mit saulem Stroh gefüllten Strohsäcken keine andere Bettwäsche aufweisen. In dem einen liegt ein junger Mensch, mit Lumpen zugebedt, und schläft — nein, er schläft nicht, er ist krank. Erst vom Kriegsspital gekommen, sucht er in dieser Wohnung Genesung.

„Bitte, öffnen Sie doch ein Fenster!“

„Ja, ich möcht' schon, aber ich hab' seit Samstag kein Stück Kohle und es ist so fürchtbar kalt.“

„Was ist Ihr Mann?“

„Der ist in der Kriegsgefangenschaft gestorben. Ich krieg' an' Unterhaltsbeitrag und steh' jetzt mit neun Kindern allein da.“

„Wieviel Kinder haben Sie?“

„Neun; der Älteste ist zwanzig Jahr — ein Kriegskrüppel, der zweite ist achtzehn Jahr — ein Kriegskrüppel, und die anderen sieben gehn noch in die Schul; dazwischen sind zwei gestorben. Außerdem hab' ich für mein' Bruder zu sorgen, der Blut spuckt und jetzt krank da im Bett liegt. Wo soll er denn hingehn, er hat ja niemanden!“

Nun sehen wir uns die Kinder an. Lauter aufgedunsene Gesichtchen, aber kein Tropfen Blut in den Adern. Der Bierzehnjährige geht in die fünfte Klasse. Das zwölfjährige Mädchen ist ein munteres Ding. Drei sitzen in der Küche am Herd. Alle drei sehen beschränkt aus und das mittlere trägt alle Anzeichen des Kretinismus an sich.

„Wie alt ist der Bub?“

„Sechs Jahre, das Mädchen ist acht Jahre und der Bub da drei Jahre.“

Was? Sechs und acht Jahre?! Wir haben den Sechsjährigen für zwei Jahre und das Mädchen für drei Jahre gehalten. Stumpf und teilnahmslos blicken die Kinder drein, und als die Herren der Schweizer Kommission, die ihre Taschen mit Schokolade fürsorglich vollgepfropft hatten, den Kindern Schokolade austeilten, da bissen sie gierig hinein, ein Zeichen, wie diese Körperchen von Hunger zermürbt sind. Wir sehen uns in der Küche um. Außer dem Herd steht noch ein Tisch darin, an der Wand ein Kleiderrechen und — das ist alles. Auf die Frage nach dem Küchengefäß führt uns die Frau in das Zimmer, öffnet den Wäschekasten und statt der Wäsche stehen drin: zwei zerprungene Teller, einige Häferl und Böffel, sonst gähnende Leere. Alles nur halbwegs Brauchbare ist im Bersagiamt, beim Tröbler oder bei den Bauern, um dafür wenigstens einige Erdäpfel zu erlangen. Die ganze Wohnung, Zimmer und Küche, hat einen Rauminhalt von 58 Kubikmeter und darin hausen elf Personen. Nach einigen tröstenden Worten verlassen wir die Wohnung und auf dem Gange hatte sich mittlerweile die ganze übrige Bevölkerung des Hauses angesammelt. Alle verhofften etwas geschenkt zu bekommen und in allen Tonarten wurde gebeten, geweint und gebettelt. Glendstypen durch die Bank! Ohne Kleider, ohne Schuhe, von Hunger zermürbt, stierten sie stumpf vor sich hin, Menschen gar nicht mehr ähnlich sehend. Die Taschen der Schweizer Herren leerten sich rasch, und wie ein Stüd aus dem Wunderland wurde die geschenkte Schokolade betrachtet und lieblos. Von diesem Hause hatten wir genug, und nun ging's nach Rudolfsheim, Bedmannngasse Nr. 66.

Schon von außen sah man, daß hier nur Glend zu Hause ist, und unsere Vermutung wurde beim Eintritt vollauf bestätigt. Eher einem Strafhause als einem Wohnhause gleicht der ganze innere Bau. Wir gehen zum Hausbesorger und stellen verschiedene Fragen und erhalten auch erschöpfende Auskunft. 62 Wohnungen sind im Hause, davon sind 38 Kabinette im Ausmaß von 3 Meter Länge und 180 Zentimeter Breite. Für einen solchen Raum werden 20 Kronen Zins eingehoben und in solch einem Raum wohnen sieben- bis achtköpfige Familien. Von den 62 Hausparteien sind 34 Kriegswitwen. Unser erster Weg geht in den Hintertrakt in eine Wohnung mit Zimmer und Küche. Der Mann ist Schuhmacher und arbeitet, seitdem er vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt, bei einzelnen Meistern. Jetzt ist er arbeitslos. Verbitterung spricht aus seinen Zügen, während er uns antwortet. In dem einzigen Bette liegt die tuberkulöse Frau mit zwei Kindern, die ebenfalls von diesem Würgengel befallen sind und deren Leben wahrscheinlich bald abgeschlossen sein wird. So ging es von einer Wohnung zur

anderen und der Hausbesorger als unser Führer hat sich die ärgsten Fälle als Sensation zum Abschluß dieses Rundganges aufgespart. Er führt uns in den Keller und statt der üblichen Kellerabteilungen fanden wir hier Wohnung an Wohnung, alle nur aus einem Raume bestehend, finstern, feucht und muffig, ein willkommenes Treibhaus für alle Krankheitserreger. Die erste Wohnung. Eine Frau mit einem Kinde, der Mann in der Kriegsgefangenschaft, 120 Kronen Unterhaltsbeitrag, das Kind rachitisch, die Mutter tuberkulös. Die zweite Wohnung. Eine Frau mit vier Kindern, der Mann vermisst, 320 Kronen monatlicher Unterhaltsbeitrag, Frau und Kind in Lumpen gehüllt, bleich und hohlwangig, fortwährend hustend. Dritte Wohnung. Dasselbe Bild. Alle diese Leute haben schon monatelang kein Fleisch gesehen, ihr ganzes Essen besteht aus dem von den Zentralspeisestellen ausgegebenen Essen oder aus Klosterkuchen.

Nun noch ein Bild, das mich bis in das Innerste erschauern ließ. Die letzte Tür wurde geöffnet und wir sehen ein Bild, über das ich wohl gern den Mantel der Vergessenheit breiten würde, wenn es nicht notwendig wäre, der Öffentlichkeit mitzuteilen, wie Menschen im zwanzigsten Jahrhundert noch leben. Die gewöhnliche Kammer, darinnen nichts als der Ofen, neben dem Ofen ein Haufe von Lumpen und Matrazen überbleibseln. Ein elendhafter Geruch entströmte diesem Lumpenwerf, und als ich einen Rißel ein wenig aufhob, umwimmelte es unterhalb von Mauerasseln, Tausendfüßlern und anderem elendhaften Gewärm. Kein weiterer Einrichtungsgegenstand, nur an der Mauer standen noch ein paar Schalen und Teller und ein Reindl. Unterhalb des Kellersfensters standen, mit Papier zugebedt, zwei Gefäße und als ich neugierig das Papier aufhob, um hineinzusehen, mußte ich mit Schaudern bemerken, daß die hier hausenden Menschen hier ihre Ablagerungsstelle für ihre eigenen Exkaleen errichtet hatten. Im Raume kein Fußboden; derselbe war nach den Aussagen der Frau schon ganz vermorscht und um etwas Wärme zu haben, verbrannte sie die Überbleibsel des Fußbodens. Ringsum an der Mauer floß das Wasser herunter, an den meisten Stellen war von einem Verputz gar nichts mehr zu sehen, die nackten Ziegel blickten überall hervor. Meine erste Vermutung war die, daß hier ein Betrug inszeniert wurde, um das Mitleid der Kommission zu erregen. Aber die Antworten der Frau mußten uns von dem Gegenteil überzeugen, sie konnte und hat nicht gelogen, denn wahres Glend läßt nie.

Wohnen Sie hier in dem Raum? war unsere erste Frage.

„Ja, ich mit meiner Tochter, die ist sechzehn Jahre alt.“

Hinter der Frau kam ein Mädchen zum Vorschein, die nach ihrer Körpergröße und nach ihrem ganzen Aussehen höchstens für acht Jahre gehalten werden konnte. Die Spuren des Glends standen in den Augen und in allen Gesichtswinkeln fest eingegriffelt.

Das ist nicht möglich, Sie können hier nicht wohnen! Wo schlafen Sie? Die Frau zeigte stumm auf den Haufen Lumpen im Winkel beim Ofen.

Wie lange wohnen Sie schon hier?

„Seit Mitte November. Seit der Zeit bin ich arbeitslos und wenn ich auch arbeiten wollte, ich könnte nicht, da ich nicht auf die Straße gehen kann.“

Mit diesen Worten lästete die Frau ihr Umhängtuch und außer einer zerfetzten Bluse hatte sie nichts am Leibe. Ebenso sah das Mädchen aus. Beide stroyten vor Ungezieser.

Haben Sie keinen Mann?

„Nein, ich bin schon acht Jahre Witwe und meine anderen vier Kinder sind seit voriger Woche in magistratischer Pflege. Nun kann ich erst aufatmen, denn ich hoffe jetzt doch Arbeitsgelegenheit zu finden, um wieder Mensch zu werden.“ In diesen Worten lag die ganze Sehnsucht der Frau, mit diesen Worten hatte sie uns ihr ganzes Inneres geoffenbart.

In diesem Raume können Sie nicht bleiben; Sie müssen wo andershin ziehen.“

Ja wohin? war ihre Antwort, ich bin hier schon den letzten Zins schuldig, habe nichts mehr als das nackte Leben und mit dem kann ich nicht den Zins bezahlen.“ Schauernd standen wir vor diesem Glendsbild. Ratlos und machtlos, da wir nicht die Gewalt hatten, diese von Gott gewollte Gesellschaftsordnung, die mit dem Brandmal des Egoismus gekennzeichnet ist und die solche Zustände, daß Menschen weit unter dem Niveau des Tieres hausen müssen, duldet, zu zertrümmern. Es gibt keine Bezeichnung für diese Gesellschaftsordnung, die dieses Glend verschuldet und nicht einen Finger rührt, um helfend einzugreifen. Uns standen Tränen in den Augen, als wir an die um uns versammelten Kinder etwas Schokolade und tröstende Worte verteilten. Mehr konnten wir nicht tun. Aber wir rufen alle denkenden Menschen, deren Herzen noch nicht zum Geldsack geworden, und wir rufen all die darbenenden und leidenden Opfer dieser Gesellschaftsordnung zum Kampfe gegen diese Mißstände und zum Kampfe gegen diese Unkultur auf. Menschenwürde und Menschenrecht sind verpönte Worte in dem Hause Bedmannngasse Nr. 66. In diesen Menschenställen, die nicht einmal Stallungen genannt werden sollten, hausen nicht mehr Menschen, sondern Gesäpfe, deren Jammergestalten und deren Glend eine ganze Welt zum Kampfe gegen Kapitalismus und Imperialismus aufpeitschen müssen. Jedem Zweifler, der heute am Bahltag, am Tage der Rache gegen dieses herrschende Gesindel, noch nicht weiß, wie und wen er zu wählen hat, empfehle ich, einen Gang in das Haus Bedmannngasse Nr. 66 zu machen, und er wird wissen, daß er nur für die Partei eintreten kann, die die Befreiung der Menschheit aus den Fesseln eines solchen Glends auf ihr Banner geschrieben hat.

E. St.